



„Das Schreiben: ein Wettlauf mit der tickenden Uhr.“ Imre Kertész.

[Foto: Regina Schmeken/DIZ/Picturedesk]

Wer aus dem KZ-Stoff literarisch als Sieger, das heißt, erfolgreich, hervorgeht, lügt und betrügt todsicher: So schreibe deinen Roman.“ Diese Anweisung an sich selbst hat Imre Kertész in seinem berühmten „Galeerentagebuch“ notiert. Jetzt liegt der Anschlussband vor, das Tagebuch der Jahre 2001–2009, und wer „Letzte Einkehr“ gelesen hat, weiß: Es ist das letzte Buch von Imre Kertész; und der Nobelpreisträger schreibt auch über das eigene Leben nie aus der Siegerpose. „Endspiel in der Bar Zum sicheren Verlierer“ war einer der erwogenen Buchtitel.

Radikal und kompromisslos registriert er den eigenen Verfall, die heimtückischen Attacken des Alters, den Fortschritt seiner Parkinson-Krankheit, die Zumutungen des Alltags. Das einzige Gegen Thema, immer wiederkehrend, ist die Musik. Präsentierte einst das „Galeerentagebuch“ Kondensate eines radikalen Denkens aus drei Jahrzehnten, so dominiert jetzt der Körper: die bösartigen Attacken der Krankheit, Gedächtnisverlust, Schlaflosigkeit und Konzentrationsstörungen: „Der unerträgliche Terror des Alters, mein Körper als Schauplatz und hilfloses Opfer.“ Das Buch öffnet aber nicht einfach den Vorhang in die Privatsphäre und spekuliert nicht mit dem Interesse, dem berühmten Schriftsteller beim Schreiben über die Schulter zu blicken. „Das Tagebuch dient nur insoweit dazu, mich selbst darzustellen, wie dieses unbestimmte und konturlose Wesen – ich selbst – das in der Welt herrschende Chaos widerspiegelt.“

Die Notate halten diesem Anspruch stand, und die oft geradezu skrupulösen Reflexionen über die Methoden und Gründe der eigenen Arbeit zeigen: Kertész ist nie in den Automatismus des Schreibens verfallen – nach dem Nobelpreis weniger denn je, sondern jedes seiner Bücher ist ein neuer Meilenstein seines Prozesses gegen die Welt und das sogenannte Leben: „Warum schreibt man? Die Welt als zu lösendes und unlösbares Problem. Das Leben als unüberwindliches Trauma.“ Natürlich enthält die „Letzte Einkehr“ auch Elemente, die man von einem Schriftsteller-Tagebuch erwartet: Es ist ein Arbeitsjournal, das den Abschluss des Romans „Liquidation“, des grandiosen Schlusssteins der Holocaust-Tetralogie von Kertész, begleitet und den Entstehungsprozess des „Dossiers K.“ dokumentiert, aber auch des Drehbuchs zur Verfilmung jenes Werkes, auf das er allzu oft reduziert wird: „Roman eines Schicksallosen“.

Die Selbstinterpretationen und die Diskussion der eigenen Werke sind von prägnanter Scharfsicht, man ist auf sie angewiesen, wenn man „Liquidation“ verstehen will – vor allem auch als Fortsetzung des „Kad-

„Ich will keine Lösung“

Nobelpreisträger Imre Kertész hält „Letzte Einkehr“. In diesem Tagebuch der Jahre 2001 bis 2009 dominieren die Zumutungen des alten und kranken Körpers und kritische Blicke auf seine zwei „Heimaten“, Berlin und Ungarn.

Von Cornelius Hell

disch für ein nie geborenes Kind“. Daneben ist die „Letzte Einkehr“ auch ein Lektüre-Tagebuch und eine Sammlung von Miniatur-Szenen: Immer wieder rückt ein Bettler in der Nähe der Berliner Wohnung von Kertész in den Blick, oft skizziert der Schriftsteller gnadenlos nüchterne Selbstporträts.

Aber auch Lesungen, Konflikte und vor allem Reisen finden Eingang in dieses Tagebuch, ebenso die Auseinandersetzung mit dem eigenen Judentum und mit den Zuständen in Ungarn, denen er auch nicht entkam, als er sich im Jahr 2000 in Berlin eine zweite Heimat schuf. Kluge Anmerkungen entschlüsseln Hintergründe, die deutschsprachigen oder nicht mit jeder Nuance des Werkes von Kertész vertrauten Lesern unbekannt sind.

„Das Schreiben: ein Wettlauf mit der tickenden Uhr“, notiert Kertész schon im Jänner 2003, wenige Monate nach seinem Nobelpreis. In immer neuen Anläufen ringt er um erzählende Prosa, um einen neuen Roman. „Letzte Einkehr“ war ursprünglich als fiktionaler Text geplant. Ein Fragment aus diesem Projekt war 2009 in der „Neuen Zürcher Zeitung“ zu lesen, ein anderes ist in diesem Band abgedruckt. Es ist ein herber

Verlust, dass Kertész, der seit dem Vorjahr wieder in Budapest lebt und seine Wohnung nicht mehr verlassen kann, dieses Prosa-Vorhaben nicht mehr zu Ende führen konnte. Jedenfalls ist es ein Glück, dass es diese Tagebücher gibt. Sie sind der letzte Gipfel eines Hochgebirgsmassivs der europäischen Literatur des 20. Jahrhunderts – kein Ort einer befreienden Aussicht, sondern ein gnadenloser Blick in den Abgrund: „Ich will keine Lösung, ich will das Massengrab, das zwischen mir und der Welt klafft, nicht zuschütten.“

Jahrzehnte hindurch hat Imre Kertész seine Kreativität daraus bezogen, dass er einsam dem Unglück ins Auge sah. Während er in Ungarn nach dem Zweiten Weltkrieg die kommunistische Diktatur erlebte, arbeitete er daran, die Holocaust-Welt mit den Mitteln der Literatur begreifbar zu machen. „Der Ekel und die Depression, mit denen ich allmorgendlich aufwachte, stimmten mich unmittelbar auf die Welt ein, die ich darzustellen beabsichtigte“, sagte er 2002 rückblickend in seiner Nobelpreis-Rede. Doch das „Galeerentagebuch“ markiert auch den Prozess einer Aufhellung, und in der autobiografischen Prosa „Ich – ein anderer“ werden mit Erstaunen Splitter von Glück registriert und werfen die Frage auf, „wo ich fortan die kreativen Energien herholen soll“.

Basis dieser Veränderung ist vor allem die Erfahrung einer großen Liebe, die auch die „Letzte Einkehr“ gründet, aber ihren Autor zugleich in den Strudel eines Familienalltags zieht, der sein Schreiben bedroht. „Nur die kurzen Phasen des Alleinseins haben mir im Leben etwas Freude gebracht, die Arbeit, das Schöpferische. Ansonsten war alles Irrtum, feige Stagnation; ich habe alle betrogen, vor allem mich selbst“, lautet die bittere Bilanz. Dennoch gibt es manchmal das paradoxe Aufbäumen einer unmittelbaren Lebensfreude: „Das Leben ist banal, katastrophal und schön“, steht unter dem Datum des 25. April 2008 – ein gutes Jahr bevor er am 29. Juli sein „Exit-Tagebuch“ (so der Titel des letzten Abschnitts) beendet. Unabweisbare Suizid-Gedanken und die ständig bewusste Todesnähe sind das atonale Leitmotiv dieser Aufzeichnungen.

Für das in Aussicht genommene Prosawerk wollte Kertész seinen Protagonisten so nahe wie möglich an den Tod heranführen – „es wird ein Todestagebuch“, notiert er Anfang 2006. Da er dieses konzipierte letzte Werk nicht mehr vollenden konnte, halten wir jetzt sein eigenes Todestagebuch in Händen, das er geführt hat, solange er dazu imstande war. Dieses Wissen lässt Einsprüche gegen apodiktisch vorgetragene Meinungen verstummen, denn Kertész ist kein Meinungsmakler. Die Unbestechlichkeit und Illusionslosigkeit, mit der er seine letzten kreativen Jahre ausleuchtet, machen diesen Abschied zu Lebzeiten nicht nur zu einem großen autobiografischen Zeugnis, sondern zum grandiosen Schlussstein im literarischen Kosmos von Imre Kertész.

Schweigen, Zeit und Liebe

Realistisch-heiter: Fabio Volos „Zeit für mich und Zeit für dich“ – über die unruhigen Bahnen des Lebens.

Von Antonia Barboric

Im Original klingt der Titel von Fabio Volos drittem Roman, „Zeit für mich und Zeit für dich“, treffender: „Il tempo che vorrei – Die Zeit, die ich gerne hätte“. Denn tatsächlich geht es seinem Protagonisten Lorenzo um die Zeit, die er (noch) gerne (mit seiner Freundin) (gehabt) hätte. Er hat keine Freundin mehr, weil er dem Schweigen verweigert. Hätte er mit ihr geredet, wäre ihm die Zeit vielleicht geblieben, die er jetzt so gerne hätte. Was ist passiert? Das Leben, das nicht einfach nur in ruhigen Bahnen dahinfließt, wie es auch Volo so schön und realistisch darstellt.

Es gibt zwei Erzählstränge: Der eine – quasi passive – behandelt Herkunft und Entwicklung von Lorenzo, der andere – quasi aktive (in der Folge aber ebenso passive) – die Liebesgeschichte zwischen ihm und seiner Exfreundin. Immer wieder überlagern sich seine Geschichten, fallen ihm zu Stichworten kleine Episoden ein – es geht eben ständig um die Tempi passati.

Lorenzos Eltern führten zwar eine gut frequentierte Bar, hatten aber stets Geldprobleme, der Vater hatte nie Zeit für den Sohn, mit all den Sorgen im Kopf und dem Minus auf dem Konto. Er bat alle möglichen Leute um Geld, und schließlich entwendete er die Sparbüchse seines Sohns. So lernte der kleine Lorenzo schon früh, um Aufschub bei den zuständigen Behörden zu bitten, und musste erfahren, wie sich diese unangenehme Situation anfühlt. Der Augenblick, an dem er die letzte Hoffnung verlor, dass sein Vater ein starker und selbstsicherer Mann sei, bedeutete für den jungen Burschen den inneren Bruch mit ihm, während der Vater die weiter gefassten Lebenspläne des Sohns nicht nachvollziehen kann. Erst viele Jahre später, durch eine Erkrankung des Vaters, beginnen die beiden einander wieder anzunähern. Sie finden eine gemeinsame – wortarme – Sprache, um einander gegenseitig zu verstehen.

Die nie erhaltene Vaterliebe prägt

In der Folge redet sich Lorenzo auf die nie erhaltene Vaterliebe als Kind aus wenn er im Heute meint, nicht lieben und sich nicht lieben lassen zu können: Er versteckt sich dahinter und sagt: „Man lernt zu schweigen, und den Kopf gesenkt zu halten: Das ist die wahre Sozialpolitik.“ Das soziale Milieu und die soziale Situation sind es, die den Charakter eines Menschen mitgestalten. So erwiesen sich Lorenzos Eltern anstatt als sicherer Hafen, aus dem das Kind ins Leben lossegeln konnte, als brüchiges Ideengerüst.

Dreh- und Angelpunkt der Geschichte ist, dass Lorenzo von seinem besten Freund von der geplanten Heirat seiner Exfreundin erfährt, was ihm einen harten Schlag versetzt. Er trauert ihr nach, noch immer, er denkt viel an sie und ihre gemeinsame Zeit. Und er denkt über das Ende nach: was sie sagte, bevor sie ging – als er einfach nichts tat. Dieses erinnerte Szenario ist für das Verständnis Lorenzos sehr wichtig: Es zeigt einen Menschen in seiner Hilflosigkeit und Ohnmacht – Kräfte, die so vieles zerstören können.

Die erste Trennung erfolgt vier Monate vor der zweiten, endgültigen; beide Male ist es die Frau, die Schluss macht. „Du passt dich an, das ist deine Art zu lieben“, sagt sie. Er sei nie wütend, streite nicht, bitte nicht um Hilfe und erstücke die Gefühle. Selbst als sie im Gehen begriffen ist, für immer, sagt er nichts. Er schimpft, bittet, schreit nicht. Er steht da wie ein begossener Pudel – und versteht sie.

Fabio Volo
Zeit für mich und Zeit für dich
Roman. Aus dem Italienischen von Peter Klöss. 272 S., Tb., 15,40 € (Diogenes Verlag, Zürich)

Imre Kertész

Letzte Einkehr

Tagebücher 2001–2009. Mit einem Prosafragment. Aus dem Ungarischen von Kristin Schwamm. 364 S., geb., €? (Rowohlt Verlag, Reinbek)